

Leseprobe aus:

**Szilárd Rubin**

## **Kurze Geschichte von der ewigen Liebe**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

ICH BLIEB MITTEN auf der kleinen Straße im Mondschein stehen, in der Gegend der Kliniken, hinter mir die rote Backsteinmauer des Pécsér Hullám-Bads. Von dort strömte kühle Luft in die Nacht, ich roch den Duft der frisch gefüllten Becken. Keine Menschenseele war unterwegs.

Ich lehnte mich gegen einen Baumstamm und blickte die schlafende Straße entlang. Große Stille umgab mich. Auf dem Asphalt phosphoreszierte die sandige Spur von Fahrradreifen, und ich betrachtete fasziniert die glitzernden Quarzkristalle. Vom Baden fühlte sich meine Haut kühl und frisch an, mein ganzer Körper war rein wie ein Reagenzglas. Mit der Wachsamkeit eines Landstreichers linste ich in die Nacht und erblickte am Ende der Straße hoch oben eine elektrische Uhr, auf deren heiter leuchtendem Zifferblatt ich selbst die kleinen Minutenstriche genau erkennen konnte. Es war schon Viertel nach eins.

Der Schlüssel zur Wohnung meines Freundes steckte in meiner Tasche, doch ich mochte nicht schlafen gehen. Ich war auf der Durchreise und überließ mich gänzlich dem seligen Schwebezustand sommerlichen Vagabundierens, und während meine Seele noch auf den Wellen des Plattensees schaukelte, sehnte ich mich schon nach der Donau. An der Mauer des Hullám-Bads stand eine Bank. Ich setzte mich und steckte mir eine Zigarette an.

Von hier nach Mohács waren es kaum vierzig Kilometer – eine Entfernung, die ich notfalls auch zu Fuß würde zurücklegen können, falls mir das Geld ausgehen sollte. Zudem führte der Weg durch lauter Ortschaften, die ich kannte, oder über Pfade, die sich an vertrauten Weinkellern entlang durch die Weinberge schlängelten. In diesem Wissen verweilte ich auf meiner Bank und blies den Rauch der Zigarette in die Nacht.

Orsolya und ich waren gegen zehn hergekommen, um in dem Freiluftlokal auf dem Gelände des Bades zu tanzen, doch Orsolya hatte es nicht lange auf der Tanzfläche gehalten – trotz ihrer Mutter, die nebst einer hier ansässigen Tante an einem der Tische saß, die eine mit Lorgnette, die andere mit einem Opernglas bewaffnet, und trotz ihres weißen Batistkleides, das zwischen den Bäumen hindurchschimmern würde. Ich merkte, was in ihr vorging: Ihr unschuldiges, verschlossenes Antlitz, das gut in die Morgendämmerung eines Klostergangs gepasst hätte, war vor Aufregung gerötet, und ihre Blicke suchten immer wieder die im Schatten gelegenen Teile des Parks. In einem unbewachten Moment entschlüpften wir dem Kreis der tanzenden Paare und verschwanden in der Dunkelheit.

«Mir ist heiß», flüsterte sie, «lass uns baden!»

Zwischen den Büschen streiften wir unsere Kleider ab und glitten langsam, jedes Geräusch vermeidend, ins Becken. Orsolyas weiße, von der Sonne unberührte Brüste schimmerten in dem dunklen Blau. Wir streckten uns auf dem Wasser aus, schwebten eine Weile so dahin, streiften und berührten einander sanft wie Fische. Zwischen den Bäumen hindurch schallte die Tanzmusik zu uns her, und wir sahen dem Gewirbel der bunten Kleider zu.

Zurück am Tisch ihrer Mutter, tupften wir uns die Wassertropfen von Stirn und Ohren und lösten unsere am Rücken kle-

benden Kleider, als wären wir verschwitzt. Orsolya nahm sogar den Fächer ihrer Tante, um sich Luft zuzuwedeln.

Ich schenkte der alten Dame, die sich gerade über die vor langer Zeit verlorenen Weinberge ihrer Familie ausließ, aus reiner Höflichkeit einige Aufmerksamkeit.

«Die Reblaus hat alles zerfressen», erzählte sie. «Aber einige der wagemutigeren Winzer haben sich in die Wüste aufgemacht und auf dem Treibsand neue Weinstöcke angepflanzt.»

«Von welcher Wüste sprechen Sie, Tante Anna?», erkundigte sich Orsolya.

«Von den Sandheiden bei Deliblat, mein Kind.»

Die alte Dame stammte – wie Orsolyas ganze Familie – aus dem Banat; unter ihrem Dutt hütete sie die Geschichten der Wachtposten im ehemaligen Grenzgebiet. Sie war immer noch schön, wie auf jener Fotografie im Familienalbum der Carletters, auf der sie als junges Mädchen neben einem Ulan stand, zu ihren Füßen eine aus Haynau importierte Klappfalle der Marke Triumph, in der sich eine Wildkatze duckte. Auf diesem Bild trug sie eine museale Pelerine und eine silberne Halskette mit einem Amulett des heiligen Jerzy, des Schutzheiligen der leichten Kavallerie. Und ganz blass erstand vor meinem Auge auch das Bild ihres damaligen Reiteroffiziers, wie er auf dem Gipfel des Plutz steht und seinen Blick über die Wanderdünen schweifen lässt – oder wie er zwischen den Barchanen auf die Sümpfe um Alibunar zureitet, das Herz erfüllt von der Einsamkeit und der Melancholie der Kolonialsoldaten –, bis ihn die sandene Sintflut schließlich verschluckt. Die Nachfahrin dieser beiden liebte ich also! Und lebte nicht in der Seele meiner großbürgerlich erzogenen Orsolya neben der für ihre Landsleute typischen Genussucht auch die Rauheit von Kolonisten? Paarte sich der Wagemut, mit dem sie ihren guten Ruf

aufs Spiel setzte, in ihrem Herzen nicht mit Unzugänglichkeit und Hochmut?

Mit meiner braunen Haut und meiner Adlernase nahm ich mich im Kreise der drei Damen mit den fayenceblauen Augen aus wie ein junger türkischer Sklave im Gefolge einer alten vornehmen Familie.

«Natürlich», warf ich ein, «der Wüstenwein ist nicht schlecht. Doch in Oberungarn habe ich besseren getrunken!»

«Was denn?»

«Auf einem Schloss ...»

Orsolya lächelte ungläubig, worauf ich verlegen innehielt und froh war, dass die Rede auf etwas anderes kam.

«Wie geht's dem armen Herzeg?», fragte Tante Anna gefühlvoll.

Die stark erodierte Dame hielt ihren Landsmann Ferenc Herzeg für den größten lebenden Schriftsteller. Mit ihm verband sie Erinnerungen an ihre Jugend, an die Yacht-Clubs der Adria, an Sommer in Dalmatien. Wie sie mich gehasst hätte, hätte ihr Orsolya reinen Wein eingeschenkt! Denn sooft diese von der Budapester Villa kam, wo sie dem einsamen Greis im Auftrag ihrer Familie Päckchen überbrachte, empfing ich sie, als käme sie von einem Stelldichein – schmollend und eifersüchtig.

Hier auf meiner nächtlichen Bank konnte ich darüber nur lachen. Carletters malten sich den Schriftsteller als Geheimrat und Mitglied des Hochadels aus. Statt in Spielberg ein Leben «Auf den Flügeln des Windes», statt in Szárszó im «Gotischen Haus»! War es da weiter verwunderlich, dass Orsolya in ihren Träumen von unserer Zukunft auf Onkel Franz' Yacht dahinglitt?

Tante Annas Wohnung kam mir in den Sinn und die mit dem Geruch der Gerebencer und Dunadombóer Zimmer voll-

gesogenen Kissen, die die hochgewachsene, aber stramme Frau Orsolya zuliebe heute frisch aufgeschüttelt haben wird. Wovon mochte sie darin wohl träumen? Wessen Häuser, wessen Gesichter mochten ihren Schlaf bevölkern?

Jäh geschah etwas mit mir – genauer gesagt, es geschah etwas, was ich seit Kindertagen kannte, nur dass es in dieser Nacht so vollkommen unerwartet kam: Ohne einen erkennbaren äußeren Anlass breitete sich in mir eine eisige Leere aus, ich begann zu schlottern und starrte wie ein verschrecktes Waisenkind vor mich hin. Innerhalb eines einzigen Wimpernschlags war mir meine ganze Welt abhandengekommen. Vergeblich wiederholte ich mir: Orsolya liebt mich. Orsolya liebt mich. Es klang wie das Glaubensbekenntnis eines Papageis.

«Du müsstest rasch an etwas sehr, sehr Schönes denken!», hatte Orsolya gesagt, als ich ihr einmal dieses Gefühl grenzenloser Verlorenheit beschrieb. Diesmal war der See meine Arznei – der Balaton, nach dem ich mich schon so lange geseht hatte.

Wir waren erst spät am Nachmittag in Keszthely angekommen. Dennoch hatte ich am Schlosstor den Pförtner herausgeklingelt, welcher gegen ein stattliches Trinkgeld bereit gewesen war, uns durch die Helikon-Bibliothek zu führen. Diese gegen alle Regeln verstoßende Besichtigung war meine Idee gewesen, und Tante Helga – wie ich Orsolyas Mutter nannte – hatte sich erst nach langem Zögern einverstanden erklärt.

«Nun ja», murmelte sie, «dieser Attila weiß einfach, dass sich *gewisse* Leute heutzutage alles erlauben dürfen!» Dabei lagen die Dinge in Wahrheit ganz anders. Ich hatte lediglich vor dem Hintergrund des Balaton mit dem altehrwürdigen Ungarn glänzen und der Familie Carletter die glanzvolle Vergangen-

heit, den überbordenden Reichtum des ungarischen Adels vor Augen führen wollen. Mit der Legitimität des heimkehrenden Königssohns hatte ich die Glocke geläutet.

Tante Helga schlug den Baedeker auf und begann vorzulesen:

«Der Park, einst in französischem Stil angelegt, präsentiert sich heute in der Gestalt eines Englischen Gartens ...»

Aufflammenden Feuerzeugen gleich fielen schwefelgelbe Raupen von den Zierstauden in die nach Urin stinkenden Becken toter Springbrunnen, und die Schwäne strafte den künstlich angelegten See, in dessen abgestandenem Wasser sich verstümmelte Meereshötter spiegelten, schon seit langem mit Verachtung. Aber das Schloss war noch da, und das Innere war sogar weitgehend renoviert worden.

Als erfahrene Touristin hatte Tante Helga den Pfortner um Pantoffeln gebeten, aber nur einen resignierten Blick geerntet. Also forderte sie Orsolya und mich auf, unsere Sandalen ausziehen und in die Hand zu nehmen. Sie hatte keine Vorstellung, was sie da verlangte! Zu ihrem Nibelungenantlitz hatte tatsächlich nur noch gefehlt, dass sie barfuß ging! Sie war eine Dame mit dem Äußeren einer Heldin, einer aus germanischen Sagen entsprungenen Edelfrau, wie das nur eine Deutsche mit halb slawischem Blut sein konnte. Sogar die Kleider, die sie trug, dürften von den manierten Wandmalereien des Historismus inspiriert gewesen sein. Mit ihrer imposanten Statur bewegte sie sich etwas unsicher, aber gemessenen Schrittes durch die schweigsamen Salons. Orsolya und ich traten uns insgeheim unentwegt auf die Füße, ihre nackten Sohlen wirkten auf mich nicht minder erregend als die dunklen Konterfeis der Fürsten auf Tante Helga. In der Bibliothek griff ich aufs Geratewohl ein Buch aus dem Regal: Es war Eichendorffs «Aus dem Leben eines Taugenichts». Dieser Zufall brachte mich auf

den Gedanken, der Held der Novelle – ein nichtsnutziger Gärtnerjunge, der die Herzen von Gräfinnen erobert – sei möglicherweise mein geistiger Urahn. Doch Tante Helgas vorwurfsvoller Blick befahl das Buch augenblicklich wieder an seinen Platz, und ich begab mich erneut auf die Lauer, um Orsolya bei Gelegenheit unerwartet und verstohlen auf den Fuß zu treten ...

Später setzten wir uns am Seeufer in ein Café, um dort auf die Abfahrt des Schiffes nach Fonyód zu warten. Es war ein hübsches Gartenlokal mit schneeweißen Korbstühlen auf ockergelbem Kies. Tante Helga bedachte ihre Umgebung dennoch mit einem geringschätzigen Blick:

«Wie anders das Publikum hier geworden ist! Vor dem Krieg ...»

Orsolya fiel ihr ins Wort:

«Ich sitze aber jetzt hier!»

Sie sog ihren Strohhalm voll mit Himbeerlimonade und spritzte eine Fontäne in die Luft.

«Haha!», rief sie mit roten Tropfen im Gesicht. «So benimmt sich der Gast von heute!»

Ich dachte, man würde sie sogleich vierteilen, doch im Gegenteil, ihre Mutter lachte nur, und Orsolya wechselte rasch den Tonfall.

«Red doch nicht immer von der Vergangenheit!», sagte sie friedfertig. «Hätten wir früher gelebt, hätte Till nicht die geringsten Zukunftsaussichten gehabt.»

«Und heute hast du keine!», entgegnete Frau Carletter und fügte auf Deutsch hinzu: «Dummkopf!»

Orsolya erwiderte nichts, doch in dem Lächeln, mit dem sie mich bedachte, schwang die Gewissheit mit, dass meine Zukunft auch die ihre sichern würde.

Um meine Verlegenheit zu kaschieren, griff ich nach der

Zeitung, die jemand auf einem der Stühle hatte liegenlassen. Vor kurzem war ein Schauer niedergegangen, die Zeitung war nass, und als ich sie auseinanderfaltete, riss sie in der Mitte ein. Als Sichtschutz taugte sie so nicht. Aber hätte ich sie nicht aufgeschlagen, ich hätte in meinem Herzen wohl nie das alte Gefühl wiederentdeckt, wie es gewesen ist, als ich noch aufrichtig an eine Zukunft glaubte. Schon der Geruch des nassen, aufgeweichten Papiers und der mit Wasser und Druckerschwärze vollgesogenen Seiten reichte aus, um die alten Empfindungen wiederaufleben zu lassen – diese Zeitung roch genauso wie die erste, die ich nach Kriegsende gekauft hatte. Der Duft war unbeständig und trügerisch, er schlug mir kurz entgegen und verflüchtigte sich sofort wieder, aber ich wusste, man durfte sich niemals damit abfinden, ihn verloren zu haben.

Und das Schicksal – war es nicht ebenso unbeständig und trügerisch? War nicht aus dem jungen Kerl, der in der Schule als Schandfleck seiner Klasse ewig vom Sitzenbleiben bedroht gewesen und an keiner Nachprüfung vorbeigekommen war, ein «junges Talent» geworden? War er nicht gar – ohne Herkunft und Familie, erzogen von seiner Großmutter, dem Marktweib – bei vornehmen Herrschaften zu Soireen und für die Ferien invitiert?

Ich spähte zu Orsolya hinüber. Sie saß burschikos breitbeinig auf ihrem Stuhl, den Blick ihrer vom Schwimmen unter Wasser immer noch glasigen Augen mit einem kindlich leeren Ausdruck in die Ferne gerichtet, und schlürfte schläfrig ihre Limonade. «Sie ist meine Geliebte!», dachte ich jubilierend, «das kann mir niemand mehr nehmen!» Und großzügig und mit einer Bescheidenheit, die sich für den Sieger ziemte, wandte ich mich an Frau Carletter:

«Stimmt es, dass es früher auch am Plattensee Pferderennen gegeben hat? Sie wissen da sicher Bescheid, Tante Helga ...»

Und ob sie Bescheid wusste! Als ihre eigene Großmutter schien sie jetzt zwischen den Turnüre tragenden Damen zu sitzen, deren Hinterteile der damaligen Mode gemäß mit Kissen aus Pferdehaar gepolstert waren. Man feierte die Besitzerin des siegreichen Pferdes, eine Gräfin, die – hier hob Tante Helga den Zeigefinger – «ihren Jockey aus Osaka hatte kommen lassen». Ich bemühte mich, meinem Gesicht einen möglichst einnehmenden Ausdruck zu verleihen, ähnlich wie es der Importboy aus Japan getan haben wird, als er mit erschöpfter Raubkatzenmiene sein Pferd an der applaudierenden Tribüne vorbeiführte. Ich nickte beifällig, fühlte mich dennoch irgendwie fremd – wie auch er, der gut behandelte, aber bezahlte Günstling der Magnatenfamilie, sich fremd gefühlt haben musste ...

In der Stille der Pécser Nacht fuhr in der Ferne eine Straßenbahn die Királystraße entlang und rumpelte gemächlich durch meine Keszthelyer Reminiszenzen. Mir kam es vor, als wäre ich auf der richtigen Fährte, als könnte ich mit Hilfe dieser Erinnerungen meine rätselhafte Gleichgültigkeit und Leere auflösen. Ich fing an, bewusst nach Unstimmigkeiten zwischen mir und Orsolyas Familie zu suchen.

Am Vormittag unseres Ausflugs hatten wir Frau Carletters Onkel in Boglár besucht. Onkel Felix war einer der Hauptwürdenträger der Nationalgarde gewesen, hatte aber nach dem zweiten Königsputsch seinen Abschied nehmen müssen. Man hatte mir erzählt, er sei gelähmt und könne ohne Hilfe nicht einmal Nahrung zu sich nehmen. Seine unverheiratet gebliebene Schwester kümmere sich um ihn und helfe ihm zwischen Bett und Rollstuhl hin und her. Trotzdem war ich geknickt, als er sich weigerte, mich zu empfangen. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie einen General gesehen! Er erregte meine

Neugier wie eine seltene Briefmarke oder ein verblichenes Bild aus einer uralten Zeitung.

Einsam war ich durch den Garten geschlendert, dessen Atmosphäre trotz aller Gepflegtheit bedrückend war. Aus irgendeinem mir unersichtlichen Grund hingen wie in einem ausgeraubten Vogelgeschäft überall leere, verschlossene Käfige. Aber im Haus schien man Themen zu besprechen, die nicht für meine Ohren bestimmt waren und von denen ich vermutete, dass es Geldangelegenheiten waren. Erst beim Abschied hatte die energische alte Jungfer den entscheidenden Satz fallen lassen:

«Überlege dir das gut, Orsi! Wir leben in einer Zeit, wo ein anständiger Mensch auch in den eigenen vier Wänden nur flüstern darf...!»

Frau Carletter war erblasst.

«Ach, meine liebe Tonka! Es ist zwecklos...»

Bis dato war lediglich in der *Sorsunk* und in der *Újbold* je eines meiner Gedichte erschienen, doch für das alte Fräulein war das schon zu viel. Ein Poet, der heutzutage publizieren durfte! Nur Orsolya konnte wissen, dass beide Gedichte an sie gerichtet waren.

Mir schien, als wäre in meiner Umgebung eine Veränderung eingetreten. Doch was? Etwas Sichtbares, Hörbares? Ja, etwas war geschehen: Der Zeiger der hellen elektrischen Uhr war auf den nächsten Minutenstrich geschnellt.

Ich musste recht lange so gesessen haben. Gespannt erwartete ich nun den Sonnenaufgang und versuchte zu berechnen, wie weit Tante Annas Wohnung von meiner Bank entfernt sein mochte, in wie vielen Minuten ich den Weg dorthin wohl zurücklegen könnte. Die Angst, Orsolya zu verlieren, drängte alle Leere und Gleichgültigkeit aus meinem Herzen.

Ich hatte das Gefühl, schwerer zu werden, als würde ich bis zum Überfließen mit guten Empfindungen befüllt. Der kühle Duft der Wasserbecken war schon ausreichend, damit mich erneut Freude durchströmte. Nun wusste ich wieder: Ich war glücklich. Wusste: Dies war die schönste Nacht meines bislang besten Sommers.

Und sogleich sandte mir der glückliche Zufall seinen Gruß.

Ich vernahm den Tritt von Sandalen und erkannte in dem gedrungenen Burschen, der sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite näherte, Ignác Csajtay, einen meiner liebsten Kumpane. Er hatte zwei Mädchen im Schlepptau.

Die Hoffnung, meine Freunde seien, rastlos wie ich, in der schlafenden Stadt noch auf Streife, hatte mich also nicht getrogen!

Csajtay warf sich in die dramatische Pose eines italienischen Tenors:

«Na so was!», rief er und überquerte rasch die Fahrbahn.  
«Wo kommst du denn her?»

«Ich bin auf der Durchreise.»

Wir brachen in grundloses Gelächter aus.

«O die kleinen europäischen Bahnhöfe ...!», setzte Ignác an, ein bekanntes Gedicht zu deklamieren, sagte dann aber verdrießlich: «Warum hast du mir nicht geschrieben, du treulose Tomate?»

«Hast du mir meine Saint-Simon schon zurückgegeben?!»

«Ich bringe sie dir im Herbst nach Budapest! Mit der Saint-Simon unter dem Arm werde ich in der Mensa erscheinen ...»

Wir maßen uns gegenseitig mit einer Mischung aus Verachtung und Begeisterung und legten das ohnehin aussichtslose Aufrechnen bei. Stattdessen teilten wir uns im Telegrammstil die wichtigsten Fakten mit: dass ich erst heute in Pécs angekommen war und er morgen früh an den Plattensee zu fahren

gedachte. Doch für diese Nacht hatte er zwei Mädchen aufgabelt, die allerdings nur zu zweit mitzukommen bereit gewesen waren, sodass unser Zusammentreffen als ein Zeichen des Himmels betrachtet werden musste.

Wir gingen zu den Mädchen hinüber, die auf der anderen Straßenseite warteten. Eine der beiden war eine zwergenhafte Zigeunerin, deren Bauch sich schon wölbte. Sie war kaum älter als siebzehn, hatte liebenswert strahlende Augen, aber fast keine Zähne im Mund. Ihr krummer Wuchs ließ darauf schließen, dass sie hinkte. Ich entschied mich spontan für die andere: eine Kreatur mit spärlichen blonden Haaren und Pferdegesicht, die einen Arm in Gips trug.

«Ich bin gleich wieder da», sagte Ignác. «Ihr könnt in der Zwischenzeit überlegen, wo wir hingehen.» Ich nahm an, dass ihn menschliche Nöte plagten, denn er eilte davon und ließ mich mit den beiden Frauen allein.

«Ihr Freund ist ein Spinner», verkündete die mit dem Gips.

«Halt die Klappe, Lizi!», wies die schwangere Zwergin sie zurecht, worauf Lizi ihren lädierten Arm in meine Richtung hob:

«Schon seit Mitternacht dackeln wir hinter dem her! Dabei haben wir ihm klipp und klar gesagt, dass wir wegen Manyikas Bein nicht zu Fuß in den Mecsek hinauf können. Er wollte versuchen, jemanden zu finden, der ein Taxi mietet und uns hinaufbringt ...»

«Haben Sie Geld?», wandte sich die Zigeunerin an mich. Wie das immer so ist, war sie es, der ich zu gefallen schien.

«Ich habe leider nur meine Busfahrkarte nach Hause.»

«Die könnten wir doch verkaufen, am Bahnhof findet sich bestimmt ein Interessent!», schlug der soeben zurückkehrende Ignác vor. «Morgen bekommst du sowieso wieder etwas geliehen.»